



Kulturschätze

im Blickpunkt

Sakralkunst

OSTSTEIERMARK

Heft 1/2018



INHALT	Seite
Über dieses Heft (Josef Hirt)	3
„...damit er der Nachwelt einen Schatz vermache, wo er sein Herz hatte...“ (Gottfried Allmer)	4-9
P. Joseph Kainz (1738-1813) (Gottfried Allmer)	10-12
Abraham a Santa Clara (1644-1707) (Peter Meier-Bergfeld)	13-16
Das untere Feistritztal als Sakrallandschaft (Gottfried Allmer)	16-21
Christus in der Kelter und Mariabrunn am Kulm (Gottfried Allmer)	22-32
Sakralkunst bringt Kulturtourismus ins ApfelLand (Josef Hirt)	33-34
Autoren	35

IMPRESSUM

Verleger:

Sakralkunst Oststeiermark (Verein zur Förderung sakraler Kunst in der Oststeiermark)

Obmann: Josef Hofer, 8223 Stubenberg, Steiermark

Fotos: Willibald Holzer, Helmut Schweighofer, Bernhard Bergmann, Josef Hirt, Archive Sakralkunst, Archive ApfelLand,

Grafik: Doris Buchegger

Liebe Freunde der oststeirischen Sakralkunst!

Das Warten hat sich gelohnt: wieder hat „unser“ Historiker Gottfried Allmer bekannte und unbekannte sakrale Kunstwerke und Künstler erforscht und die Ergebnisse für unser Heft aufbereitet.

Das Grafengeschlecht der Herberstein hat deutliche Spuren in den sakralen Bauten des Apfellandes und darüber hinaus hinterlassen. Kirchen, Kapellen und Pilgerstätten wurden von ihm gestiftet und sind auch heute noch gern besuchte Andachtsstätten. Aber wer kennt schon ihre Baugeschichte? – Gottfried Allmer verrät sie uns.

Dass vor 280 Jahren mit P. Joseph Kainz einer der bedeutendsten Komponisten geistlicher Musik des 18. Jhd. geboren worden ist, wissen nur wenige. Er war Schöpfer zahlreicher Messen, die bis vor 150 Jahren auch aufgeführt worden sind und lebte zuletzt in der Oststeiermark: als Prior des Herbersteiner Augustiner-Klosters.

Auch der oststeirische Aussichtsberg Kulm ist eine sakralgeschichtliche Betrachtung wert. Die Kreuzwegstationen sind zwar noch leer, aber die Wege zum Gipfel und zur Wallfahrts-Kapelle am „Heiligen Brunn“ wieder frei.

Vielen Dank Gottfried Allmer für seine wertvollen Beiträge, aber auch Peter Meier-Bergfeld, der uns ein wenig enttäuschen muss, denn er beweist, dass sich der unvergleichliche Hofprediger Abraham a Sancta Clara kaum länger als zur Kirchweihe in St. Johann bei Herberstein aufgehalten hat.

Auch mit dieser Schrift möchten wir Ihnen einiges aus den reichen sakralen Schätzen der Oststeiermark vermitteln. Viel Vergnügen beim Lesen!

Josef Hirt

Schriftführer, Verein Sakralkunst Oststeiermark



„... damit er der Nachwelt einen Schatz vermache, wo er sein Herz hatte ...“

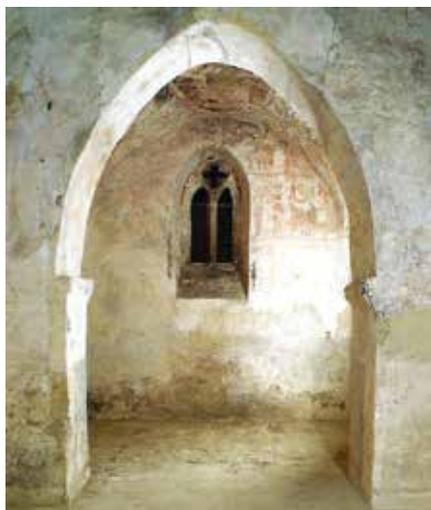
Auf den Spuren der geistlichen Stiftungen der Familie Herberstein

Die Sorge des Menschen für die Zeit nach dem Tod zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Menschheit. Am Beispiel der adeligen Familie Herberstein, die seit 1290 den gleichnamigen Ansitz im oststeirischen Feistritztal zu eigen hat, soll dies in gebotener Kürze gezeigt werden.

In alter Verbundenheit zur Herkunft ihrer Vorfahren machten 1341 Otto und Jörg, die Söhne Otto I. von Herberstein eine erste belegbare Messstiftung an die Stadtpfarrkirche Hartberg. Davon haben sich keine realen Andenken außer der Stiftungsurkunde erhalten. Bis 1786 lag Herberstein im Bereich der Pfarre Stubenberg, deren Patronat die Familie erst 1655 von den Herren von Stubenberg übernahm.

Der nächstfolgende Georg von Herberstein stiftete 1375 nicht nur eine „ewige“ Messe an die Pfarrkirche Stubenberg, sondern sorgte auch für die Dotation eines Kaplans an der Burgkapelle St. Katharina in Herberstein, die er mit Gütern bei St. Stefan ob Leoben wirtschaftlich absicherte. Als am 20 Juni 1416 der Salzburger Erzbischof der Katharinenkapelle ein Ablass von 40 Tagen gewährte, dürfte der Freskenschmuck schon vollendet gewesen sein, der nach dem Verfall der Kapelle im 17. Jahrhundert erst 1930 wieder entdeckt wurde.

Im Altarbereich erkennt man Christus in der Mandorla, weiters Propheten und Evangelisten, Szenen aus der Katharinen- und Georgslegende sowie die zeitbedingt häufige Szene der „Marter der 10.000“.



Katharinenkapelle auf Schloss Herberstein



Georgskapelle auf
Schloss Herberstein

Aus dem Spätmittelalter erklingt noch heute eine Glocke aus dem Jahr 1448 aus dem Uhrturm von Schloss Herberstein.

Heute bewundern die Besucher die frühbarocke Schlosskirche St. Georg in Herberstein, die einer Inschrift zufolge 1662 vollendet wurde. Wenn auch die üppige Stuckdecke von Alexander Serio ohne Freskenschmuck geblieben ist, so besticht vor allem der frühbarocke Hochaltar mit seiner „lichtdurchlässigen“ Rahmenarchitektur. Gottvater thront zuoberst über der „Haus- und Familienpatronin“ der Gottesmutter Maria, flankiert von Katharina und Barbara. Georg der Drachentöter beherrscht hoch zu Ross die Mitte des Altaraufbaus. Die Namenspatrone des Stifters Johann Maximilian von Herberstein (1601 – 1679), Johannes der Täufer und Bischof Maximilian Celeja begleiten den Titelheiligen dieser Kirche.

Doch damit nicht genug, repräsentiert der Portalbau von 1667 am Florentinerhof noch viel deutlicher die Geisteshaltung des Stifters und Erbauers des barocken Schlossbaus in Herberstein: Über allem thront Maria mit dem Jesukind, „sVb VMbraCVLO Del parentIs“. Darunter halten Löwen das Grafenwappen der Familie. Mars und Minerva (MARTE-ARTE) folgen beiderseits dem Fenster als profane Gestalten und dokumentieren so den Aufstieg der Familie durch Kriegs- und Hofdienste sowie der Förderung der schönen Künste. Doch die Inschrift darunter führt uns nochmals vor Augen, wem man diesen Aufstieg tatsächlich verdankte: SACRIS AUSSPIC. ET PROTECTIONE COELITV. REGENAE ... *den heiligen Vorzeichen und dem Schutz der Himmelskönigin.*

Georg von Herberstein, der Initiator der Katharinenkapelle von 1375, sorgte auch für eine bleibende Stätte im Hinblick auf das Erbbegräbnis der Familie. Die Begräbnisstiftung erfolgte aber nicht am Pfarrsitz in Stubenberg, sondern an der benachbarten Deutschordenskirche St. Johann im Jahre 1384. Georg selbst wurde hier 1390 bestattet, sein Grabstein überliefert bis heute die älteste Darstellung des Herberstein-Wappens.



Grabstein des Georg von Herberstein, 1390



Portal von Schloss Herberstein, 1667

Dieser Grabstein wurde 1947 von St. Johann in den Florentinerhof des Schlosses Herberstein übertragen. Im Jahr 1496 fand die vorerst letzte Beisetzung eines Familienmitglieds in St. Johann statt. Die Versuche, diese so nah liegende Kirche mit ihrem reichen Besitz vom Deutschen Orden erwerben zu können – also ein ganz profaner Hintergedanke der Stiftung von 1384 –, ließen sich nicht verwirklichen.

Mit der 1495 erfolgten Beisetzung Friedrichs von Herberstein in der Pfarrkirche Stubenberg begann eine neue Etappe in der Beziehung Herbersteins zu Stubenberg. Sie fand ihren Höhepunkt in der Zeit der Reformation mit dem Bau eines großen Epitaphs in der 1513 erbauten Dionysiuskapelle, das 1570 in Auftrag gegeben und erst 1612 von Anton Verda tatsächlich vollendet wurde. Georg der Breite († 1580) und seine Gattin Barbara († 1610) versammeln sich mit ihren Söhnen und Töchtern unter dem Kreuz Christi.



Männliche und weibliche Gruppe am Herbersteinepith in Stubenberg

Die ab 1600 einsetzende Gegenreformation änderte die religiöse Ausrichtung der Familie Herberstein wieder grundlegend. Im Andenken an die Grabstiftung von 1384 wurde für die katholischen Zweige der Familie St. Johann wieder interessant, doch erwies sich der Deutsch Orden als erbitterter Gegner, der erst nach einem halben Jahrhundert (1596 – 1647) währenden Streit bereit war, St. Johann um den vielfachen Preis seines Realwertes abzugeben.

Johann Maximilian von Herberstein war bereit, diesen Preis zu zahlen, stiftete 1652 ein Augustinerkloster, ließ die mittelalterliche Kirche neu erbauen – der erste repräsentative Barockbau in der Oststeiermark –, erbaute die Loretokapelle als barocken adeligen Wallfahrtsort neben der Kirche und stiftete am Klausenberg eine Grab-Christi-Kapelle, das spätere Heilige Grab.

In der Loretokapelle erneuerte er das Erbbegräbnis von 1384 und ließ nach Habsburger Vorbild eine Herzgruft errichten, damit *„er der Nachwelt einen Schatz vermachte, dort wo er sein Herz hatte.“*

1679 wurde seine Herzurne hier bestattet, so fand nach dem Vorbild des hl. Augustinus auch das *„ob der Geschäfte voller Unruhe schlagende Herz“* des Stifters *„erst in Gott seine Ruhe“*.



Loretokapelle
in St. Johann bei Herberstein



Boulle-Tabernakel in St. Johann bei Herberstein

1714 erfolgte die letzte große Stiftung Herbersteins an die Klosterkirche St. Johann, der einzigartige Boulle-Tabernakel des aus Zürich stammenden Hofkünstlers Johann Heinrich Purkart.

Die 1655 übernommenen Patronatspflichten der Familie Herberstein in Stubenberg erforderten große Baupflichten, 1748 den Neubau des Pfarrhofes und zwischen 1758 und 1760 auch den Bau der heutigen Pfarrkirche.

1820 wurde das Augustinerkloster St. Johann aufgehoben, damit endeten dort die Pflichten der Stifterfamilie, 1847 fand in der Loretokapelle die letzte Bestattung statt.

Im Jahre 1856 wurde das 1612 vollendete Herberstein-Epitaph, das 1760 an die Außenseite der neuen Pfarrkirche in Stubenberg verlegt worden war, saniert und neu aufgebaut. 1874 fand hier die erste Bestattung statt, 1875 wurden alle noch vorfindigen Bestattungen mit Ausnahme der Herzgruft in der Loretokapelle von St. Johann entnommen und nach Stubenberg überführt: hier fand 1960 die letzte Bestattung statt, das Epitaph harret einer dringenden Sanierung.

In St. Johann bei Herberstein wurde hingegen die ehemalige Krypta des Augustinerklosters unter dem Hochaltar im Jahr 1928 umgebaut und hier die Familiengruft der Grafen von Herberstein eingerichtet.

Das Dorf Blaindorf kam 1427 als Neuberger Lehen zu Herberstein. Bernhardin von Herberstein ließ 1508 die gotische Dorfkirche zu Ehren der Pestpatrone Sebastian, Rochus und Radegund errichten. Der 1693 einsetzenden Barockisierung des Kirchenbaus folgte zwei Jahre später der prächtige Hochaltar mit den Wappen Herberstein-Neuberg an den Konsolen der Säulenarchitektur.



Südportal der Filialkirche Blaindorf



Hochaltar der Filialkirche Blaindorf

An die spätbarocke Stiftung der Kanzel erinnert am Schalldeckel eine im Zierrat versteckte Jahreszahl 1736 sowie darüber der silberne Sparren, ein Detail des Herbersteiner Familienwappens.

Die Burg Neuberg bei Hartberg war von 1518 bis 1603 und von 1660 bis 1974 im Besitz der Familie Herberstein.

Die Schlosskapelle wurde 1661 erbaut, und um 1669 parallel zum Heiligen Grab in St. Johann eine Grab-Christi-Kapelle gestiftet, die ebenfalls erhalten ist.

In der Nähe von Blaindorf befindet sich das Dorf Auffen mit der Kapelle zur Schmerzhaften Mutter Maria, einer Stiftung Johann Maximilians III. von Herberstein († 1716), die jedoch erst von seiner hinterlassenen Witwe 1732 vollendet werden konnte.

Aus der Hinterlassenschaft der Anna Maria von Herberstein († 1822) wurde schließlich noch der Glockenturm der Kapelle in Auffen im Jahr 1833 erbaut. Bedeutsam sind die 1732 vollendeten Deckenfresken von C. T. Pflänzl mit den deutschen Andachtssprüchen zwischen den Bildern des schmerzhaften Rosenkranzes.

Schließlich wendet sich unser Blick noch nach Pischelsdorf, von 1322 bis 1848 als Lehen der Salzburger in der Hand der Familie Herberstein.

„Als das der Türkengefahr ausgesetzte Vaterland mit einem öffentlichen Gelübde zur Mutter Gottes, der unbefleckten Jungfrau, Zuflucht nahm, hat – um den Einbruch der Feinde zu wehren, aus Privatandacht diese Statue entgegengestellt: Johann Maximilian von Herberstein, der königl.-kaiserl. Majestät Kämmerer und geheimer Rat – im Jahre 1664.“

Diese 1664 aufgestellte Mariensäule erinnert also an die siegreichen Schlachten bei Mogsdorf. Der schützende Blick der Marienstatue richtet sich hin auf den Schlachtenort im mittleren Raabtal.

Hier am Pischelsdorfer Marktplatz steht man unmittelbar am Fuß des Kirchhügels mit der mächtigen Pfarrkirche St. Peter und Paul, die erst 1902 vollendet wurde. Vom mittelalterlichen Taborbau um die alte Pfarrkirche haben sich beiderseits der Hochstiege zwei Gebäude erhalten, links das alte Schulhaus (bis 1796), rechts das Herbersteiner Freihaus und spätere Rathaus (bis 1857).



Filialkirche Auffen



Mariensäule in Pischelsdorf

P. Joseph Kainz (1738 – 1813) **ein Komponist des Augustiner-Eremiten-Ordens**

Mathias Kainz wurde am 17. November 1738 als Sohn des Johann Adam und der Maria Anna Kainz in Mistelbach (NÖ) geboren. Gegen 1755 wird er in den Augustiner-Orden eingetreten sein, denn schon am 8. März 1757 legte er im Noviziatskloster Wien-Maria-brunn seine Profess ab, fortan hieß er P. Joseph a Sancta Elisabeth. Wann er sich dem Musikstudium widmete, ist nicht bekannt. Nach dem Studium der Theologie empfing er am 19. Dezember 1761 im Dom zu St. Stephan in Wien die Priesterweihe.

Von 1768 bis 1792 wirkte er als Kapellmeister an der Hofkirche St. Augustin in Wien, wo er den Hauptteil seiner musikalischen Werke schaffen konnte. Er war außerdem sehr sprachbegabt: neben Deutsch und Latein konnte er sich auch in Italienisch und Französisch unterhalten.

Neben Georg Zechner, Georg Donberger und Franz Aumann zählte P. Joseph in Wien zu den bedeutendsten Komponisten geistlicher Musik im 18. Jahrhundert. Doch reichte seine Ausstrahlung weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus. Er bestimmte in nicht zu unterschätzendem Maße das Repertoire, den Geschmack und Stil der Kirchenmusik jener Zeit. *„Mit seinem Stil ist er zu den Vorklassikern zu zählen, in einigen Werken erreicht er aber auch schon Formprinzipien und Ausdrucksmittel der musikalischen Klassik“ (Otto Biba).*

Werke des Augustiner-Komponisten konnten in den Musikarchiven zahlreicher Stifte in und außerhalb Wiens (Piaristenkirche, Schottenstift, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Herzogenburg, Melk, Seitenstetten, Kremsmünster, Göttweig etc.) und verschiedenen Musiksammlungen (Österreichische Nationalbibliothek, Gesellschaft der Musikfreunde, Graz, Prag, Brünn, Pressburg etc.) gefunden werden.

Die Wiener Zeitung vom 17. Juni 1769 (Nr. 49) berichtet über ein kirchliches Dankfest mit Musik und Te Deum von P. Joseph Kainz.

Nach dem Urteil seiner Zeitgenossen war P. Joseph a. S. Elisabeth Schöpfer zahlreicher Messen – Profanwerke sind von ihm nicht bekannt – sehr geschätzt. Darüber berichtet uns auch mehrmals das Wiener Diarium. So wurde 1774 anlässlich einer Feier der steirischen „Landesgenossenschaft“ zu Ehren ihres Schutzpatrones, des hl. Ägidius, in der Hofkirche ein Hochamt zelebriert, zu dem die Messe *„der wohlhrw. P. Joseph von der H. Elisabeth, Augustinerordens, und gewöhnlicher Kordirektor verfasst, und hiedurch bey Kennern, sowohl in Betracht des Ausdruckes als der dabey angebrachten Kunst, sich Beyfall und Ehre erworben“.*

Ähnliche Kritiken finden wir auch anlässlich der St. Ägidiusfeier im Jahre 1778 und des Festes der hl. Apollonia.

Angesichts dieser Wertschätzung durch seine Zeitgenossen ist es nicht verwunderlich, dass die Werke von P. Joseph auch nach seinem Tode, bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts, aufgeführt wurden. Es gab aber auch kritische Berichte, vor allem in der josephinischen Zeit, wo der Kirchenmusik in der überlieferten Form nicht mehr diese Bedeutung zugemessen wurde. Der folgende Bericht aus dem Jahr 1781 ist dafür ein treffendes Beispiel. Auch wenn P. Joseph nicht namentlich genannt wird – auch die Kirche wird nicht unmittelbar beschrieben – ist unzweifelhaft klar, wer da gemeint ist:

„Vorzüglich eine Mönchskirche haben wir in unserer Stadt, wo es in Ansehung der Musik ein bißchen zu weit geht, und jeder Christ, der nicht gar eine hölzerne Unempfindlichkeit hat, im Gebethe gestört werden muß; Der Pater Chordirektor, in dessen musikalischer Runde alles singt und pfeiff, componiert seine Stücke, oder wie sie immer heißen mögen, die meisten selbst. Es gibt fast keine Opern, sowohl Buffa als Seria, die er nicht (wie mir Kenner sagten) zeilenweis zu durchplündern, und ganz geschickt zu setzen weiß. Am Tage der Producierung erscheinen in der Kirche die ersten Sängler und Sänglerinnen unserer Bühne, um sich da hören zu lassen; Die Musik geht in der Mitte der Kirche vor sich, und das Volk, vorzüglich unsere Stadtstutzer, und andere Musiknarren drängen sich mit Ungestüme hinzu.“

Im Jahre 1792, im Alter von 54 Jahren, wurde P. Joseph Kainz zum Prior des Augustinerklosters St. Johann bei Herberstein ernannt.

P. Joseph Kainz leitete das Kloster St. Johann in einer schwierigen Zeit. Er übernahm den Konvent mit 14 Mitbrüdern. Da seit 1786 in den österreichischen Klöstern des Augustiner-Ordens keine Novizen mehr aufgenommen werden durften, litt das Kloster unter massiver Überalterung. Als 1807 der Konvent in Graz aufgelöst wurde, kamen die dort lebenden Mönche nach St. Johann. Zwei Jahre später, beim Abgang P. Josephs als Prior, lebten nur noch neun Mönche im Kloster, es wurde schließlich 1820 aufgehoben.

Als P. Joseph Kainz 1792 nach St. Johann kam, fand er hier ein blühendes Musikleben vor. Auf dem Figuralchor stand eine Orgel mit 14 Registern aus dem Jahr 1758 von Caspar Mitterreither, im Choralchor gab es eine Chororgel aus dem Jahr 1730 (Gehäuse erhalten), die Lorettoorgel war älter, sie besaß sechs Register (heute in Markt Allhau, Bgld.). Im Musikzimmer des Klosters stand weiters eine frühbarocke Prozessionsorgel mit vier Registern (heute im Schloss Herberstein). Das Kirchenorchester umfasste 5 Violinen, 2 Violen, 1 Cello, 2 Violonen, 4 Pauken, 4 Trompeten und 2 Waldhörner. Bei diesem Instrumentenbestand war klar, dass neben den Mönchen auch die umliegende Bevölkerung in die Kirchenmusik eingebunden war.

Bedeutung hatte in diesem Zusammenhang auch die Klosterschule, die seit 1783 von P. Joseph Deppisch geleitet wurde. 40 Kinder waren damals durchschnittlich hier eingeschult, die natürlich auch musikalisch ausgebildet wurden. Seit 1783 war Fr. Felix Pöttinger in St. Johann als Klosterorganist angestellt. Er besaß selbst weitere 4 Violinen und 1 Bassethorn.

Probleme gab es 1798: Pfarrer P. Gerard Röger verstarb. P. Otto Deppisch sollte die Pfarre übernehmen, erhielt jedoch die bischöfliche Bestätigung nicht. Er wechselte verbittert nach Schloss Eggenberg, wo er die Herberstein'sche Benefiziatenstelle erhielt. Nun musste P. Joseph Kainz auch den Schuldienst übernehmen. Da P. Gelasius Krenn, seit 1789 Subprior des Klosters, die Pfarrstelle nicht übernehmen wollte, blieb P. Joseph Kainz nichts anderes übrig, als neben dem Priorat auch noch die Pfarrei anzutreten. Dafür konnte er den Schuldienst später dem Klosterorganisten Fr. Felix Pöttinger überlassen. Im 71. Lebensjahr verstarb Pater Joseph Kainz am 18. März 1813 im Kloster St. Johann bei Herberstein. Am 20. März 1813 wurde er in der Krypta der Klosterkirche, wo sich bis 1928 die Grabstätten der Mönche befanden, beigesetzt.



Pfarrkirche St. Johann bei Herberstein
Blick zum Figuralchor (oben) und zum Choralchor (Mitte)



Peter Meier-Bergfeld

Abraham a Santa Clara (1644-1707) in St. Johann bei Herberstein und Wien

Abraham a Santa Clara (1644-1707), der bedeutendste, berühmteste, meistgehörte, meistgelesene katholische Prediger des 17. Jahrhunderts, bekannt für die Methode, seine wohl über 1000 Predigten insgesamt mit allerlei Fabeln, Witzten, Anekdoten, Alliterationen zu spicken, um so die seelsorgerische Arznei mit „Zuckerwerk zu versüßen“, hat auch Beziehungen zur Steiermark, zu Graz, zu St. Johann bei Herberstein.

Der aus Schwaben stammende Hofprediger Kaiser Leopolds I., der einmal in einer Predigt die adeligen Damen vor sich anfuhr, sie seien es nicht wert (wegen ihrer fast nackten Brüste) „mit der Mistgabel angefasst zu werden“, was er am nächsten Sonntag zurücknahm mit den Worten: „Sie sind es doch wert!“, Abraham also, hielt am 15. Mai 1672 in der Kirche zu St. Johann bei Herberstein die Predigt zur Einweihung des Gotteshauses, was gut beim Orientalisten Hammer-Purgstall bezeugt ist („Die Gallerin auf der Riegersburg“, Darmstadt 1845), allerdings auch nur bei ihm. Das Motto des Abrahamschen Sermons war das Bibelwort „Die Weisheit hat sich erbauet ein Haus aus sieben Säulen!“ Er zählt dann, immer in allegoresischer Weise die Siebenzahl variierend (vier Evangelien und die Trinität), sieben gute steirische und Reichsfürsten auf, sieben gute Frauen (etwa Hemma in Steiermark und Kärnten) bis zur hochkatholischen Frau Kaiser Ferdinands I., Maria Anna von Bayern, an die das bayerische Rautewappen an der Alten Universität in Graz ja noch erinnert, gegenüber dem Schauspielhaus.

Die damals sieben steirischen Stifte nennt er, sieben Gelehrte, darunter den steirischen Bischof Martin Brenner („ein wahrer Brenner der Ketzler“); sieben Ritter und Herren kommen vor, unter anderem der steirische Sänger Ulrich von Liechtenstein, aber auch ein Herr von Stubenberg, der leider „ganz unglücklich sei“, weil Protestant. Die Zahl sieben wird in der Bibel 770 Mal erwähnt, von den sieben Todsünden, den sieben Gaben des Hl. Geistes, bis hin zu den sieben Krügen bei der Hochzeit von Kanaa. Sieben Mal sieben Mal soll der Christ verzeihen, das ist die Symbolik für: unendlich oft. Sieben Mal sieben plus eins gibt 50. In der Bibel ist der 50. Tag nach der Auferstehung der Tag der Herabkunft des Heiligen Geistes, also der Tag der Vollendung. Man darf schließen, dass diese Zahlenallegorese den damaligen Zuhörern bekannt war.

Abraham schließt: „Jo, Jo, brüllt laut der steirische Panther. Sankt Johann sei für euch ein Hahn, ein Fass-Hahn, der das Gute und Wahre fasst an, denn das Rechte ist wahr, das Gute ist klar, ihr könnt es glauben dem Pater Abraham a Sancta Clara!“

Am Gebäude des heutigen Hauses der Frauen in St. Johann (dem ehemaligen Augustinerbarfüßerkloster) hängt eine steinerne Tafel, auf der behauptet wird, Abraham habe von 1670 - 1676 im Kloster in St. Johann gelebt. Das ist mit größter Wahrscheinlichkeit falsch. Alle eingesehenen Biografien und Quellen wissen nichts davon. Abraham war 1670 – 1672 Prediger in der Wallfahrtskirche Taxa bei Augsburg, Ende 1672 in Wien. 1673 hält er schon die erste Rede vor Kaiser Leopold in Wien, 1675 predigt er zu Ehren des Hl. Josef in Wien, 1676 über St. Georg am Graben, 1677 ist er Subprior in Wien. Erst von 1682 bis 1689 lebt er im Kloster (zuletzt als Prior) in der Grazer Münzgrabenstraße.

Der „Fabelhans“ liebt die Etymologie, meist aber sachlich falsch. Judendorf-Straßengel heiße so, weil es dort einen Engel an der Straße gegeben habe. Tatsächlich kommt „Straß“ von slawisch „strazza“, was „Wachturm“ heißt. Österreich (Austria) habe seinen Namen von „Auster“/ „Osten“, was richtig ist, und die zweite Silbe von „Austria“ spiele auf Maria an, weil die Österreicher Maria so liebten. Das ist falsch. Kaiser Leopold sei ein „leo“, ein „Löwe“, tatsächlich steckt darin das mittelhochdeutsche „luete“ („Leute“) und „polt“ (vgl. engl. „bold“/ „tapfer“), also einer, der tapfer für die Leute eintritt. Abraham lobt in einer anderen Predigt die Herbersteins, sie seien nämlich „frei von Hochmut und Einbildung“. Das wollen wir hoffen.

Abrahams Gesellschaftskritik gilt den zu viel Alkohol trinkenden Priestern (und Nonnen, wie er ausdrücklich hinzufügt), den Frauen (sie sollten sittsam zu Hause bleiben, es heiße ja „Frauenzimmer“, nicht „Frauengasse“), den Männern („Sie sind ärger als der Satan“), dem Adel („Sie saugen den Armen das Blut aus den Adern“), der Mode („Die Halstücher der Frauen sind schon so groß wie Windeln“), der Titelsucht (jeder Blasbalgtreter wolle „cooperator chori“ geheißt werden), den „Künstlern“ („Die Bildhauer sind kaum ein Lot besser als die Holzhacker, machen ein Bild, so mehr einem Monstrum gleicht als einem Menschen ... Der Kopf wie ein Saukürbis ... das Maul wie ein Gießelöffel ...“), am dicksten aber (in der Tradition des Hl. Paulus) bekommen es aber doch die

Frauen: „Willst du wohlfahren bis an dein End/gib nicht dem Weib das Regiment!“ – „Es ist dem Haus nicht wohlgetan/wenn die Henne kräht – und nicht der Hahn.“ Schließlich werde im 1. Buch Mose ja Eva von Gott verflucht, nicht Adam. Ja, das Wort „Frau“ komme von „fraus“ („Betrug“), was -sprachlich jedenfalls- Unsinn ist.

Abraham nahm gerne Beispiele aus der „Steyermarck“, und etliche steirische Männer werden sehr getadelt: „Ein Tor in Steyermarck ließ sich bei einem Wundarzt in den Rücken mit Frakturschrift den Namen seiner Geliebten einschneiden“ (ein frühes Tattoo). „Wehe diesem Erznarren!“, ruft Abraham. Und in Leibnitz habe ein Hausvater immer als „Oberhaupt“ (der Familie) angesprochen werden wollen, bis seine Frau gesagt habe: „Ja, ein Ober-Hauptnarr bist Du!“

Die Türken bekamen es knüppeldick („gierige Blutegel“), Mohammed sei „ein stinkender Bock“. Diverse Nationalitäten werden aber ebenso scharf verurteilt: „Einen Österreicher vom Saufen, einen Juden vom Betrügen, einen Böhmen vom Lügen, einen Krainer vom Klauben (Obst stehlen), einen Polacken vom Rauben, einen Welschen von der Buhlerey, einen Franzosen von der Untreu, einen Spanier von Stolzheit, einen Franken von Grobheit, einen Sachsen von Schelmereyen, einen Bayern vom Kaudern, einen Schwaben vom Plaudern zu bekehren, das laß ich sein!“ Die „political correctness“ war noch nicht erfunden. Die „Journalisten“ der Zeit werden so charakterisiert: Ihre Zeitungen (etwa das „Wiener diarium“, das in der heutigen offiziösen „Wiener Zeitung“ fortlebt), „sind voller Lügen, so viel wie vor Jahren die Heuschrecken in Steyermarck“.

Nach Schiller (vergleiche die Kapuzinerpredigt im „Wallenstein“) und Goethe („ein Original“) werden gelegentlich noch jetzt im Nachlass verstorbener Priester Predigtsammlungen Abrahams und Lob auf sie entdeckt. Ja, Marcel Reich-Ranitzki nimmt seine „anfrischenden“ Satiren in moderne Anthologien auf.



Gedenktafel für Ahrahama a Santa Clara in St. Johann bei Herberstein, 1972

Das gelehrteste Buch über den bedeutendsten katholischen Bestsellerautor der frühen Neuzeit (ein „katholischer Luther“), der ca. 650 Einzelwerke hinterlassen hat, ist „Franz Eybl, Abraham a Santa Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller, Tübingen 1992“. Abrahams Werk, angefangen von „Merck’s Wienn!“ (Pestpredigt) über „Lösch Wienn!“ (das Fegefeuer nämlich) bis „Auff, auff ihr Christen!“ (1683 gegen die Türkengefahr), bis „Judas, der Ertzschelm“ lässt das Oberdeutsche, das Bayerisch-Österreichische dem Ostmitteldeutschen Luthers gleichziehen. Abraham, der auch einen für Orgelkompositionen in Süddeutschland berühmten Onkel hatte, vergrößert enorm die Kommunikationsfähigkeit der deutschen Sprache, schafft einen literarischen Markt, ein (bis dato hinterherhinkendes) katholisches Deutschland mit Verlegern, Druckern, Bücherkäufern und Lesern. Und er ermuntert, das Lachen wieder in die Kirche, das auch Lustige in die Predigt aufzunehmen. Ein faible für die „Steiermarck“ hatte er auch.

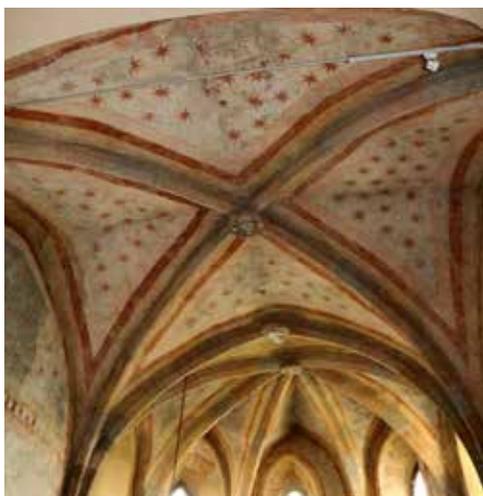
Gottfried Allmer

Das untere Feistritztal als Sakrallandschaft

ALTENMARKT

Die Pfarrkirche „St. Maria in der Au im alten Markt“ stellt die Keimzelle des Christentums im unteren Feistritztal dar. Es ist die heutige Pfarrkirche St. Donatus in Altenmarkt bei Fürstenfeld.

Kern des Gebäudes ist ein romanischer Saalbau, der 1234 der Malteserkommende im benachbarten Fürstenfeld geschenkt wurde.



Gotisches Gewölbe



Außenansicht

Nun folgte auch der Bau eines Glockenturms an der Westseite dieser Saalkirche, die im 14. Jahrhundert um einen zweijochigen Chorbau mit 5/8-Schluss erweitert wurde. Dieser frühgotische Raum wurde auch mit Fresken geschmückt, die thematisch vor allem dem ursprünglichen Kirchenpatrozinium gewidmet wurden.

1667 folgte die barocke Einwölbung des romanischen Saalraumes, in der Folge erhielt der Glockenturm eine barocke Haube. Der Hochaltar stammt aus dem Jahr 1797.

FÜRSTENFELD

Die Traungauer-Burg auf einem erhöhten Plateau über dem Feistritztal ist der Vorläufer der Stadt. Davor lag das „Feld des Landesfürsten“, wie es 1183 urkundlich erwähnt wird. Beim dritten Kreuzzug entbrannte 1192 auch ein politisch bedingter Streit nach Friedrich Barbarossa zwischen Leopold V. von Babenberg und Richard Löwenherz aus England. Letzterer, in Dürnstein inhaftiert, konnte nur durch ein Lösegeld von 11 Tonnen Silber befreit werden. Aus dem Erlös wurde ab 1194 mit dem Ausbau der Landesgrenzen begonnen, wobei auch Fürstenfeld entscheidend betroffen war.

Im Jahre 1197 erhielten die Malteser-Ordensritter die Kirche zu Übersbach übertragen – der Beginn des bis heute bestehenden Kommendenbesitzes in und um Fürstenfeld.

Ab 1215 begann der kastellartige Ausbau der Traungauer-Burg in der späteren Stadt Fürstenfeld nach dem Vorbild der Kreuzfahrerburgen in Palästina.

Die Malteser erhielten in einer Ecke nahe der Stadtburg genug Platz für den Bau einer Stadtpfarrkirche und weiterer Kommendengebäude.

1234 wurde das Johannespatrozinium von Übersbach zur heutigen Stadtpfarrkirche übertragen. Damit endete die Bedeutung von Altenmarkt als zentraler Grenzort zu Ungarn, auch Altenmarkt wurde den Maltesern überlassen.



Stadtpfarrkirche Fürstenfeld 1680



Augustinerkloster Fürstenfeld 1750

Die neu gebaute romanische Stadtpfarrkirche erhielt gleich wie Altenmarkt einen westlich angesetzten Glockenturm, der erst 1772 abgetragen wurde.

Zur Zeit der Gotik wurde parallel zu Altenmarkt auch die Stadtpfarrkirche um einen gotischen Chor erweitert. Der südlich angebaute Glockenturm erhielt 1773 sein heutiges spätbarockes Aussehen. Im Spätmittelalter wurde dem romanischen Langhaus nordseitig ein Seitenschiff angefügt, südlich erfolgte viel später der Anbau einer frühbarocken Seitenkapelle. In den Jahren 1773 bis 1779 erhielt die Stadtpfarrkirche Fürstenfeld unter der Leitung von Leopold Ainspinner ihr heutiges Aussehen. Das mächtige vierjochige Langhaus ersetzte Westturm, romanisches Langhaus und spätgotisches Seitenschiff. Gleichzeitig erfolgte eine Neuausstattung des Kircheninneren, nur die Römer-Orgel von 1752 wurde aus der alten Kirche übernommen.

Schräg gegenüber an der südwestlichen Ecke der Stadt wurde 1362 ein Augustinerkloster gegründet (das 1811 aufgehoben). Die gotische Klosterkirche, 1368 vollendet, mit den bedeutenden Fresken des Johann von Aquila hat sich erhalten. Das Kirchengebäude wurde 1770 spätbarock verändert. An diese Bauphase erinnert der Glockenturm mit der platzseitigen Eingangsfassade und Teile der erhaltenen Innenausstattung.

GROSSSTEINBACH

Auf zumindest spätmittelalterlichen Fundamenten ruht die Pfarrkirche Großsteinbach, die Pfarre wird 1400 erstmals urkundlich erwähnt. Kern des heutigen Kirchenbaus ist das fünfjochige Langhaus aus dem Jahr 1670 mit einem 3/8-Chorschluss.



Pfarrkirche Großsteinbach: Hochaltar



Pfarrkirche Großsteinbach:
Außenansicht

Dieser Bau wurde 1765 um je ein Seitenschiff mit darüberliegenden Emporenräumen erweitert. Dieser Umbau erfolgte nach dem Vorbild der Stadtpfarrkirche Hartberg und ist demnach Thomas Reiff zuzuschreiben.

Der mächtige Glockenturm wurde 1851 in die heutige Form gebracht. Hochaltar und Kanzel, 1776 von Jakob Payer geschaffen, bilden mit den in das Kirchenschiff ragenden Seitenemporen einen stimmigen Spätbarockraum. Die Seitenaltäre und das Orgelgehäuse stammen aus dem mittleren 19. Jahrhundert.

Aufgrund des ausladenden Dachstuhls wird diese Kirche im Volksmund auch „oststeirische Bruthenne“ genannt.

HAINERSDORF

Das Ausmaß der mittelalterlichen Pfarrkirche Hainersdorf, urkundlich 1197 erwähnt, ist nicht bekannt. Der heutige Bau stammt aus dem Jahr 1668 und besteht aus einem dreijochigen Langhaus sowie einem anschließenden quadratischen Chorraum, dem ein Glockenturm als Ostabschluss vorgesetzt wurde.

Nordseitig wurde ein spätbarocker Zubau mit Seitenkapelle und darüberliegenden Emporen zeitgleich mit dem Umbau in Großsteinbach angefügt.

Der Kirchenbau von Bad Waltersdorf, 1689 – 1690, geleitet von Domenico Orsolino, folgt dem ursprünglichen Raumprinzip von Hainersdorf, so dass hier ein Zusammenhang hinsichtlich des Baumeisters möglich wäre.

Seitenaltäre und Orgelgehäuse stammen in Hainersdorf aus der Ausstattungsphase von 1719 bis 1729, der Hochaltar folgte 1750, die Kanzel schuf Joseph Hilt im Jahr 1743.



Pfarrkirche Hainersdorf: Hochaltar



Pfarrkirche Hainersdorf:
Außenansicht



Pfarrkirche Grosswilfersdorf: Hochaltar



Pfarrkirche Grosswilfersdorf: Außenansicht

GROSSWILFERSDORF

Der 1674 vollendete Kirchenbau von Großwilfersdorf ist der erste Kirchenbau in diesem Ort, der Glockenturm wurde erst 1703 angefügt.

Der Innenraum folgt dem Raumschema von Hainersdorf, jedoch um einen 3/8-Schluss erweitert.

Das Hochaltarbild stammt aus dem Jahr 1762 (Carl Aigner aus Wien), die Altarbauten wurden zwischen 1892 und 1908 im neobarocken Stil erneuert.

JOBST

Der Höhepunkt des barocken Kirchenbaus in dieser Region ist jedoch die Wallfahrtskirche in Jobst. Urkundlich bereits 1554 erwähnt, wurde der heutige Kirchenbau 1741 vollendet. Er ist ein Werk des Baumeisters Remigius Horner aus Pöllau und stellt im Hinblick auf den von ihm entwickelten Kirchentyp mit Langhaus und anschließendem Dreikonchenchor (Kleeblattgrundriss) einen Höhepunkt dar, indem er das Langhaus in Jobst durch eine vierte Konche ersetzte und damit den Typ des Zentralbaus in der Steiermark erstmals zur Anwendung brachte. Der Einbau einer Musikempore führte notwendigerweise zur

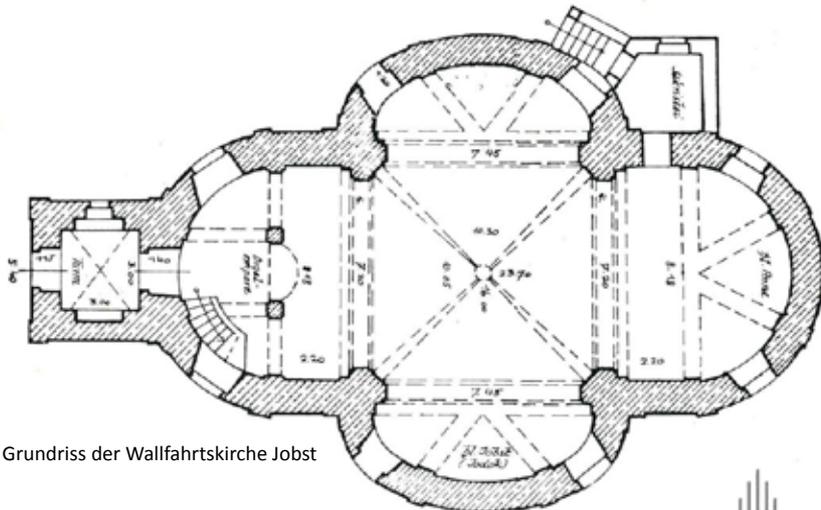
Abschwächung des Raumprinzips, wie es Mathias Steinkl (Pfarrkirche Laxenburg – 1699) über Voral und Pöllau in die Steiermark brachte. Ratten und Birkfeld waren einige der Folgebauten – in Jobst wurde er krönend verwirklicht.
 Zwischen 1752 und 1772 erhielt die Wallfahrtskirche in Jobst schließlich noch eine hochwertige Innenausstattung und gehört damit zu den wichtigsten, wenn auch bei Weitem nicht größten Kirchenbauten dieser Zeit in der Steiermark.



Wallfahrtskirche Jobst: Außenansicht



Wallfahrtskirche Jobst: Innenansicht



Grundriss der Wallfahrtskirche Jobst

Christus in der Kelter und Mariabrunn am Kulm

Im Rahmen dieses Beitrages soll das christliche Kultleben auf diesem Berg näher beleuchtet werden. Über die Entstehung der Wallfahrtsstätten auf dem Kulm berichtet eine alte Überlieferung:

Vor tausend Jahren soll auf dem Kulm, der den Namen „Himmelsberg“ geführt haben soll, eine Kirche mit zwei Türmen samt einem Klostergebäude gestanden sein. In dieser Kirche sei das Bild „Christus in der Preß“ verehrt worden.

Das Thema „Christus in der Kelter“ stellt den leidenden Heiland dar, wie er, nur mit einem Lententuch bekleidet, Trauben im holzgefassten Presskorb tritt, indes ein schwerer Holzbalken, der von einer Pressspindel niedergezwängt wird, dem Erlöser dicke Blutstrahlen aus den fünf Wunden der Passion drückt. Darüber schweben im Gewölk, das den Himmel, die Erde und die Unterwelt voneinander trennt, die Taube als Heiliger Geist und darüber die Gestalt Gottvaters, der mit der segnenden Hand auf den Sohn in der Opfermarter hinweist.

Die geistige Konzeption dieses Motivs ist im Alten Testament in den Visionen des Propheten Isaias vorgegeben. Dort heißt es vom Zorn des Rachegottes Jahwe, den der Prophet blutbespritzt vom Sieg über die Feinde Israels kommen sieht:

Ich trete die Kelter allein, und es ist niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn. Und zertreten in meinem Grimm. Daher ist ihr Blut auf meine Kleider gespritzt. Und ich habe all mein Gewand besudelt.

Das alttestamentarische Bild des Austretens der Trauben im Bottich wird mit dem von der Presse unterm schweren, von der Spindel niedergetriebenen Pressbaum noch verstärkt. So wie das reife Korn zum lebenserhaltenden Brot wird, so konnte auch die Isaias-Vision vom einsamen Keltertreter auf Christus bezogen werden. Kirchlich initiiert und als Eucharistie-Meditation schon im 12. Jahrhundert nachweisbar, wurde sie zum von der Volksfrömmigkeit gerne aufgenommenen Beispiel aus der Passionsmystik.

In der Kapelle Mariabrunn am Kulm befindet sich dieses Votivbild:

Es zeigt zuoberst Gottvater und die Heiliggeist-Taube über den Wolken. Darunter Christus mit Dornenkrone und Purpurmantel. In den gekreuzt gehaltenen Händen Leidenswerkzeuge haltend, ragt nur der Oberkörper aus dem mit Blut gefüllten Holzgefäß (Presskorb). Der Pressbalken wird von zwei kräftigen Pressspindeln niedergedrückt, aus dem Nacken fließt das Blut über Christi Körper in die Kelter. Diese Darstellung wird wiederum durch Wolken von der darunter liegenden Reinigungsstätte getrennt. Aus diesem Fegefeuer erheben sich Gestalten (die armen Seelen), die händeringend auf Christus weisen, durch dessen Martyrium sie die Erlösung von den zeitlichen Qualen erhoffen.



Kapelle am Kulm: Votivbild Christus in der Kelter

Über die Entstehung dieser Darstellung „Christus in der Kelter“ sind uns mehrere Legenden überliefert, darunter jene aus Freienberg am Kulm:

Als der Bauer Paullipp in Freienberg eines Tages seine Ochsen von der Weide heimtrieb, diese aber vor einem Gebüsch fand, in dem sich das genannte Bild zeigte, von dem die Tiere nicht weichen wollten, nahm er das Bild und trug es nach Hause. Am nächsten Tag jedoch fand er das Bild wiederum an der nämlichen Stelle, und die Ochsen weideten ebenfalls wieder dort. Der Bauer, der das Bildnis aber zu Hause wähte, errichtete an dieser Stelle ein Kreuz, an dem er das Bild befestigte.

Wir begegnen in dieser Legende den weisenden Tieren, denen viele Wallfahrtsorte ihr Entstehen verdanken. Der in der Legende benannte Landwirt ist mit dem Wallfahrtsort auch realgeschichtlich innigst verbunden. Der Bereich der Kapelle Mariabrunn (Bp. 12/1 – 2, Gp. 157 – 158) und der gesamte Kulmgipfel (Gp. 156) liegen zwar in der KG. Höfling (OG. Puch bei Weiz), gehörten aber bis 1793, sowie der Kulmgipfel bis 1825, zum Gehöft Freienberg Nr. 3 (vgl. Paullipp bzw. Maierwaldl) in der OG. Stubenberg am See. So sind letztlich die Vorfahren dieser bäuerlichen Familie auch als eine der Mentoren dieser Wallfahrtsstätte zu betrachten.



Blick auf den Kulm

Es sind dies drei Generationen der hier wohnenden Familie Kulmer (Paul und Gertraud 1650/1675, Andreas und Elisabeth 1675/1724 sowie Georg und Gertraud 1724/1731, Mörth Wimmer 1731/32, Simon und Theresia Schwarz 1732/1751, Mathias und Theresia Zöhler 1751/1767 und weitere drei Generationen der Familie Schwarz im Zeitraum 1767 bis 1861.

Die Legende führt uns also zu den fassbaren Quellen über die Entstehung dieses Wallfahrtsortes. Doch zuvor sei noch eines anderen Ereignisses gedacht.

Im Jahre 1652 wurde auf der östlichen Seite des Kulms von Johann Maximilian von Herberstein ein Augustiner-Barfüßer-Kloster gegründet. Die dort ansässigen Mönche waren in der Folge mit einer ganz merkwürdigen Aufgabe beschäftigt. Sie mussten einige fanatische Religionschwärmer, die sogenannten Kulmpäpste, bekehren, die wegen ihrer religiösen Tätigkeiten im Burgverlies zu Herberstein „in Eisen“ lagen. Mathias Lamer, der vermutliche Anführer, Oswald Wimmer, Georg Christ vulgo Singerjörgl, Maria Sauruckinn sowie Maria Conradinn entstammten alle der Kulmgegend. Wir wissen nicht, ob diese Personen nicht doch im Zuge der Hexenverfolgungen eingekerkert wurden, wenngleich kein derartiger Prozess bekannt ist. Ihnen wurde auf jeden Fall religiöses Sektierertum vorgeworfen, die Bezeichnung „Kulmpäpste“ weist uns auf ihren Wirkungsbereich.

Nicht minder eindrücklich ist die Überlieferung eines anonymen Einsiedlers, der gegen 1712/13 am Kulm bemerkenswerte Vorhersagen hinsichtlich der Pest unters Volk brachte. Er wollte sich am Kulm niederlassen, was aber schließlich nicht zustande kam. So wohnte er kurze Zeit bei Urban Grabner (Grammber) im Haus Elz Nr. 69, OG. Puch bei Weiz und prophezeite große Pestopfer in Pischelsdorf und Puch bei Weiz. Pfarrer Joseph Hufnagels Tod (9. Mai 1714) sagte er ebenso voraus wie den Tod des P. Virgil (9. April 1714) aus dem Augustinerkloster St. Johann bei Herberstein, der sein Beichtvater war. So plötzlich wie der Einsiedler gekommen war, so rasch verlieren sich auch wieder seine Spuren.

Der eigentliche Initiator des nun folgenden Kultes auf dem Kulm war aber Jakob Dillinger aus Birkfeld, der die bald einschreitenden kirchlichen Behörden von 1715 bis 1720 hinlänglich beschäftigte:

Ein Birkfelder Glaser namens Jakob Dillinger verlor eines Tages sein Augenlicht. Er träumte, er solle auf den Kulmberg gehen, wo er ein Bild und ein Brunnlein fände. Wenn er sich mit dem Wasser aus dem Brunnlein wasche, werde er gleich sehend, nur müsse er ein Leben lang auf dem Berg bleiben. Er erlangte tatsächlich seine Sehkraft wieder, fand aber keine Unterkunft auf dem Kulm und kehrte somit nach Birkfeld zurück, wo er sogleich wieder erblindete. Er ließ sich noch einmal auf den Berg führen, wurde wieder sehend, baute sich ein Häuschen, das später Glaserhäusl genannt wurde, und eine hölzerne Kapelle.

Am 9. Juli 1715 wurde über bischöfliche Anordnung vom Pfarrer zu Pischelsdorf eine Untersuchung über die Vorfälle am Kulm durchgeführt:

Auf dem Berg war von alther ein gemauertes Kreuz mit der heiligen Dreifaltigkeit und der Darstellung Christi mit den Heiligen Wunden unter der Preß liegend.

Jakob Dillinger gebe nun an, daß er, der eine Zeitlang erblindet gewesen sei, wieder sehend wurde, als er sich in dem Brunnen dabei gewaschen habe. Allerorten rede er herum, daß der Brunn auf dem Kulm ein heiliger und ein Heilbrunn sei. Weilen das Volk gar leichtgläubig sei, fange schon ein großer Zulauf an und die Gräfin (Anna Maria) von Wurmbrand beabsichtige, das hölzerne Hüttlein, das sie habe erbauen lassen, durch eine rechte, gemauerte Kapelle aus den Opfergeldern, die ziemlich reichlich flößen, zu ersetzen. Jakob Dillinger gebe auch vor, es seien schon viele Wunder nicht nur vor Zeiten, sondern auch gegenwärtig bei diesem Brunnen geschehen.

Zu dem bereits in den Legenden belegten Bildnis Christus in der Kelter kam also noch eine zweite Gnadenstätte dazu, der Heilbrunn, eine heute versiegte Quelle, die noch in einer Grotte am Fuße der Kapelle Maria Heilbrunn zu erahnen ist.

Jakob Dillinger schrieb seinen Wissensstand auf im Verzeichnuß Waß bey der Heiligen Dreyfaltigkeit und der Preß genanndt und bey den Heill Prun auf dem Kullmb vor Miräcull und wunder geschechen seindt:

In 1650 Jahr Mörth Könighoffer in der Säffen in Pöllauer Pfarr, Oberkapfenbergischen Untertan, zeugt an: weill er noch ein Knab war bei 15 Jahr hat ihm seine Schwester hinaufgeführt zu diesem Prun. Und hat eine Hand gehabt, die ist ganz krump gewesen, daß er nichts hat tun mögen damit. Danach hat er die Hand beim Prun ausgewaschen. Wie er auf St. Johannes ist gegangen, ist ihm die Hand ganz gesund und völlig gut geworden. Urban falthner sagt, da er am Sonntag Vieh gehalten umb 10 Uhr vormittag, giengs zu dem brunn zu sehen, ob das licht brenne, da sah er von Gott dem Vatter Tropfen herabfallen, gleich ob er weinete. Im Jahr 1714 darauf das grosse Laster, die Vieh Krankheit und die Best entsandte.

Noch im Jahre 1715 heißt es über die Kultstätte: *in Pischelstorffer Pfahr auf dem Kulm sey ein Pründl undt dabey stehentes Creuz.*

Doch schon 1718 weiß die Gräfin Anna Maria Wurmbrand, wohnhaft auf der grundherrschaftlich zuständigen Burg Neuhaus bei Stubenberg, die große Förderin des Kultes am Kulm bei ihrer kirchlichen Einvernahme zu berichten:

Es ist ein kleines Capellerl auf einem hohen Berg, welches ich gebauth vor 3 Jahren, alwo vorhero ein Uraltes Creuz, darunter dem Creuz alwo die biltnuß der heiligen 3 faltigkeit, darunder war ein Heilprun, alwo vül leuth das wasser hollen und ein opfer aldorth lassen, kamen die Menge Leuth auß Ungarn und Österreich, die bauern haben ein großes verlangen, daß durch einen Jedwedern Briester so hinkhombet, ein H. Meß gelesen werde. Es ist zuvor ein hoher berg alwo wenig Briester werden khomben, aber doch die erlaubnuß vor die Khirchfahrten sollte gegeben werden.

Die Herrschaft Neuhaus als zuständige Grundherrschaft ließ zu dieser Zeit nichts unversucht, um dem Wallfahrtsort am Kulm auf die Sprünge zu helfen. Schon 1717 wurde neben der Kapelle ein Haus errichtet, in dem Thomas Schickbichler mit seiner Familie bis 1731 wohnhaft war. Er wird im Grundbuch „Mesner am Khulmberg“ genannt.



Floriani-Wallfahrt auf den Kulm, 1956

Damit wurde auch die Grundlage des heutigen Hauses Höfling Nr. 10 gelegt (Kulmwirt), damals genannt „Mesnerwirt beim Heilbrunn“. Es war also nicht Jakob Dillinger, der offiziell mit der Sorge um die Kapelle betraut war, sondern Thomas Schickbichler, und ab 1731 seine Besitznachfolger auf diesem Haus. Dieser Zustand dauerte vorerst bis 1793, sodann

wurden Gasthaus und Mesnergeschäft vonseiten der Grundherrschaft wieder getrennt. All diese Aktivitäten fanden im Pfarrer von Pischelsdorf, Franz Johannes Amiller (1714 – 1736), einen entschiedenen Gegner, der keine weitere „Konkurrenz“ dulden wollte, in seinem Pfarrgebiet lag ohnehin schon das Augustinerkloster St. Johann bei Herberstein, das dem örtlichen Kirchenbesuch größte Einbußen verursachte.

Thomas Schickbichler war 1718 ein wichtiger Gewährsmann, als es um die weitere Einnahme Jakob Dillingers ging. Gerade seine Aussagen machen die Kulthandlung, deren Wirkung und die Darstellung auf dem Bild „Christus in der Kelter“ deutlich. Dillinger hat das Gnadenbild an besonderen Wallfahrtstagen (Konkursen) selbst „hergezeigt“, wohl auch herumgetragen. Die auf Grund dieses Bildes geschehenen Heilungen hat er den Besuchern als Wunder (Mirakel) erzählt und im Rahmen einer Andacht eine halbstündige Predigt gehalten sowie den Rosenkranz und andere Gebete gesprochen. Anschließend gab er, wohl des Andrages wegen, kleine Bilder mit der gleichen Darstellung wie das eigentliche Kultbild den Leuten zu küssen, indem er auf die Darstellung hinwies und sagte, sooft man dieses Bild „Christus in der Kelter“ andächtig küsse, erlöse man eine Seele aus dem Fegefeuer. Dass die Kunde vom Kulm sogar über die Steiermark hinausgedrungen ist, beweist ein Zeugnis des Weizer Kaplans Johann Conrad Körber vom 2. Juni 1718. Dieser schreibt, dass ihm eine Frau aus Friesach in Kärnten erzählt habe, sie sei dem Ruf des großen Wallfahrtsberges gefolgt und habe den Kulm besucht. Dort angelangt, traf sie auf Dillinger, den sie als „ein kleines mändl“ bezeichnet. „Dieser führte sie in die Capellen, zu dem Brunn mit erzehlung viller wunder, die da geschehen“. Als er sie aber „bey ein und anderen stockh oder stauden“ herumführte und erzählte, was dort zu betrachten sei, wurde ihr klar, was hier vorging, und sie bedauerte es sehr, dass sie „so weiten weeg hergereist“ war.

Schickbichler wusste auch davon zu berichten, dass auf Befehl der Gräfin Wurmbrand zu Neuhaus in der Früh und am Abend nach dem gewöhnlichen Gebetläuten „*eine Halbe stundt mit den glökhlein auf dem Khulm*“ ein Zeichen zum Gebet für die Sterbenden gegeben zu werden hatte. Das war wohl seine eigene Aufgabe als Mesner an der Kapelle. Ein Weiterbau der Kapelle wurde 1720 auf bischöfliche Weisung endgültig untersagt. Die Jahreszahl 1746, die heute noch über dem Kapelleneingang zu sehen ist, deutet wohl auf die tatsächliche Vollendung des heute vorhandenen Kirchenbaus hin.

Trotz der Proteste der umliegenden Pfarreien konnte der Kult nicht eingestellt werden. Erst im Jahre 1804 wird der inzwischen zuständig gewordene Pfarrer von Puch beauftragt, seine Gemeinde aufzufordern, „*alle Kupferstiche und Gebether zum Heiland in der Preße*“ abzuliefern.

Das damals bestehende Bild wurde wiederholt als unwürdig bezeichnet und im gleichen Jahr abgenommen und im Pfarrhof zu Stubenberg verbrannt.

Der Pfarrherr von Stubenberg musste dafür sorgen, dass dieses Bildnis durch ein „*anständiges*“ ersetzt werde. Dies geschah auch, als von Anger aus das heute noch bestehende Bild in die Kapelle auf den Kulm gebracht wurde (vgl. S. 23).

Doch schon 1793 kam es zu einem entscheidenden grundbücherlichen Vorgang, der bis in die Gegenwart Folgen haben sollte. In diesem Jahr wurde das Glaserhäusl, also die einstige Wohnstatt Jakob Dillingers, die immer noch bestanden hatte (Haus Nr. 23 alt, Bp. 12/1 in der KG. Höfling), aus dem Grundbesitz des Gehöftes Freienburg Nr. 3 herausgelöst und eine eigene Grundbuchseinlage geschaffen. Ab nun war das Glaserhäusl wieder bewohnt, das direkt neben der Kapelle an der Nordseite von Jakob Dillinger gegen 1715 erbaut worden war. Die Mesnerdienste wurden nun vom Haus Nr. 10 (Kulmwirt) in dieses Haus übertragen. Die Familie Krug hatte nun in zwei Generationen die Sorge um die Kulmkapelle zu tragen. Schon Joseph Krug tat dies im Andenken Jakob Dillingers wieder besonders eifrig von 1793 bis 1823, seine Witwe Katharina folgte bis 1844 und schließlich Sohn Jakob, der recht bald auch auf die Kapelle (Bp. 12/2) Besitzansprüche geltend machen wollte, so dass man ihn 1852 des Mesneramtes entheben musste. Ihm blieb aber weiterhin der Fruchtgenuss der Wiesennutzung rund um die Kapelle, der grundbücherlich sichergestellt war. Jakob Haidenbauer übernahm den Mesnerdienst bis 1867. Ab diesem Jahr wurde den Bauern von Höfling die Betreuung der Kapelle und der am Berg erbauten Kreuzwegstationen per Vertrag überlassen. Die Herrschaft Thannhausen bei Weiz war zu dieser Zeit schon Rechtsnachfolger der Gräfin Anna Maria Wurmbrand auf Neuhaus (1715/20). Erst im Jahr 1983 wurde die Kapelle „*Mariabrunn am Kulm*“ der Pfarre Puch bei Weiz grundbücherlich übertragen. Eine Regelung hinsichtlich der Kreuzwegstationen unterblieb aber, was zu den gegenwärtig in Frage stehenden Nutzungsrechten dieser Gebäude und deren Erhaltung führte.

Die besitzrechtlichen Umstände rund um die Kapelle änderten sich jedoch schon 1888 durch die grundbücherliche Vereinigung der Liegenschaften „*Kulmwirt*“ und „*Glaserhäusl*“. Nun war der gesamte Kulmgipfelbereich mit Ausnahme der Kapelle besitzrechtlich in einer Hand.

Die Kapelle Mariabrunn am Kulm

Kulmkapelle:
Außenansicht



Der mit einem Satteldach versehene schmucklose Rechteckbau, in der heutigen Form 1746 vollendet, geht in eine etwas einschwingende Rundapsis über. Dem Bau ist ein Giebelreiter aufgesetzt, der von einem Zwiebelhelm abgeschlossen wird. An der Nord- und Südseite ist die Kapelle mit einem Rechteckfenster, über dem rechteckigen Eingang in einem quadratischen Fenster geöffnet. 1885 wurde die ebenfalls mit einem Satteldach versehene Sakristei, die an der Giebelwand ein Rechteckfenster besitzt, angebaut.

Das Innere der Andachtsstätte ist ein Saalraum mit Flachdecke. Am Übergang zur Apsis steht der Altar mit Knorpelwerkdekor aus dem dritten Viertel des 17. Jahrhunderts. Das ehemalige Altarbild befindet sich heute an der Rückwand des Altaraufbaus.

Heute befindet sich an dieser Stelle eine plastische Darstellung des Gekreuzigten, begleitet von Engeln; darunter eine Skulptur der gekrönten Madonna mit gekröntem Jesuskind am Arm, welche von adorierenden Engeln flankiert wird. Als Assistenzfiguren sehen wir links den hl. Josef und rechts den hl. Antonius.

Mit großer Wahrscheinlichkeit stammt der Rahmendekor vom 1689 gestifteten Marienaltar der Pfarrkirche Puch bei Weiz und wurde demnach erst 1910 an den heutigen Platz gebracht. Von Interesse ist daher auch das schon erwähnte ursprüngliche Altarbild, das rückseitig in sehr schlechtem Zustand erhalten ist. Es zeigt unter dem Kreuz Christi die Figur „Maria Schmerzen“ (ein Schwert durchbohrt ihr Herz), flankiert von zwei weiblichen Gestalten, rechts Maria Magdalena, links Maria Salome, womit die „drei Marien“, die am Ostermorgen Christi Grab mit Salböl besuchen wollten, gemeint sind. Denkbar wäre auch, ikonographisch aber eine Ausnahme, dass in der linken Figur an Mariens Mutter Anna zu denken wäre. Dies würde auf Maria Anna Gräfin Wurmbrand als Stifterin hinweisen. Unter der Figurengruppe ist noch eine Fegefeuerdarstellung zu sehen. In der Kapelle befinden sich noch Bilder der „Bauernheiligen“ Florian und Erhard sowie zwei spätgotische Figuren der Pestpatrone Sebastian und Rochus, alles Kunstgegenstände, die ursprünglich für andere Kirchen (Pfarrkirche Puch bei Weiz?)

bestimmt waren.

An der Südwand sehen wir noch ein aus dem Jahre 1851 stammendes Votivbild, das aus Dank für die glückliche Errettung zweier Kinder (aus dem auf dem Bild gezeigten Unglücksfall) von deren Eltern gewidmet wurde:

„Unserer lieben Frau Mutter Gottes Marias – unsere Zuflucht – als Gelöbnis aus Dankbarkeit gewidmet für die so glückliche Errettung unserer Kinder (Johanna u. Juliana) in dem im Jahre 1851 geschehenen hier abgebildeten Unglücksfalle. Johann u. Maria Heidenbauer in Freienberg.“ (Unglück mit Ochsespann nahe dem Bauernhof.)

Dieses Votivbild schuf August Kraus d. J. aus Graz im Jahre 1851 für die Vorfahren der heutigen Besitzer vulgo Leitenbauer in Freienberg Nr. 2 (OG. Stubenberg am See), ganz in der Nähe der Kulmkapelle gelegen. Der Malerfamilie entstammen auch einige der ältesten Votivbilder in Maria Fieberbründl.



Kulmkapelle: Außenansicht



Kulmkapelle: Hochaltar

Die Kreuzwegstationen am Kulm

Die gräfliche Familie Wurmbrand auf Neuhaus gilt auch als Stifterin der gegen 1746 vollendeten kleinen gemauerten Kapellen, in denen mit Holzfiguren Szenen aus der Passion Christi gezeigt werden. Die Anlage umfasst zehn Stationen, die besser als Passionsstationen denn als Kreuzwegstationen bezeichnet werden, da hier aus den Evangelien belegte Szenen aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt werden.



„Kulmjude“



Kreuzigungskapelle

In der ersten Station sehen wir den auf dem Ölberg in Voraussetzung seines bevorstehenden Leidens blutschwitzenden Jesus. Die zweite zeigt Christus, wie er gefesselt von zwei Schergen nach der Geißelung abgeführt wird; im Vordergrund noch eine Andeutung der Geißelsäule.

Die Szene der dritten Station ist nicht in einer Kapelle, sondern in einer Nische im Fels untergebracht. Hier sehen wir den nach der Verleugnung Jesu weinenden Petrus.

In der vierten Kapelle folgt die Verspottung durch die Soldaten des Pilatus, nachdem sie Jesus eine Dornenkrone aufs Haupt gesetzt und einen Purpurmantel umgeworfen hatten. Die fünfte Station zeigt uns die Ecce-Homo-Szene. Jesus wird nach der Verspottung auf Geheiß des Pilatus noch einmal herausgeführt und der Menge der Juden gezeigt. Dabei sagt der Statthalter, auf Jesusweisend, zum Volk: Seht, welch ein Mensch, in der lateinischen Fassung: Ecce homo.

Die zum Teil sehr originell gestikulierenden Figuren werden im Volksmund auch „Kulmjuden“ genannt.

Hier steht ganz in der Nähe auch der ehemalige Glockenturm, der jetzt einer Funkstation dienlich ist.

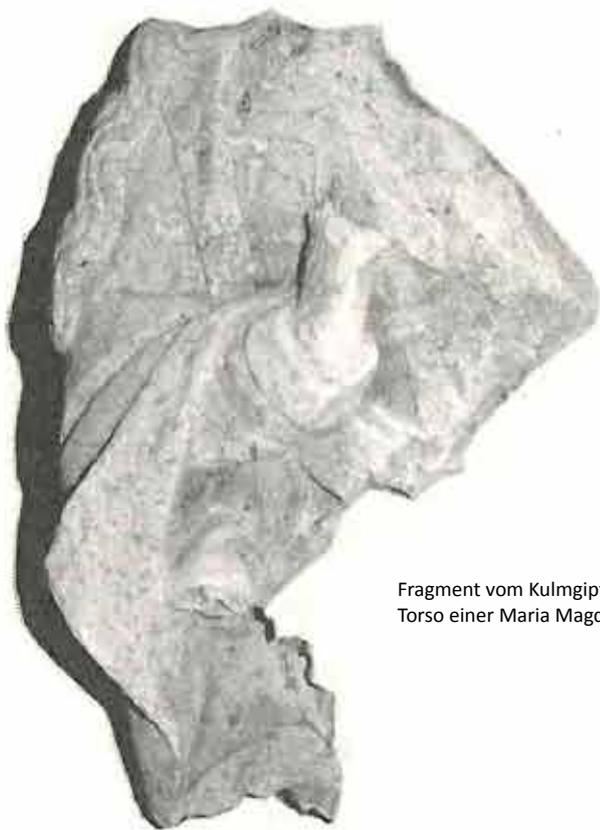
Die sechste Szene zeigt die Übernahme des Kreuzes nach der Verurteilung zum Tode, und in der siebenten Station, auf dem Gipfel des Kulms, den Gekreuzigten. Diese Kapelle, die größer als die anderen ist, wurde anlässlich einer Restaurierung im Jahre 1980 von Gerhard Schalk innen neu künstlerisch gestaltet, wobei man der Malerei das Motiv „Der Kulm, ein jahrhundertealter Feuerberg“ zugrunde legte.

Von den Begleitfiguren der Kreuzigungsszene sind noch die Statuen der hl. Maria und Johannes Evangelist vorhanden, während der Torso der hl. Maria Magdalena vor einigen Jahren abseits der Kapelle gefunden wurde und nunmehr im Landschaftsmuseum Pischelsdorf aufbewahrt wird.

Die letzten drei Szenen haben sogenannte post-mortem-Ereignisse zum Inhalt: In der achten der tote Jesus im Schoß seiner Mutter, die Pietà oder das Vesperbild.

Nach der trauernden, sogenannten Schmerzhaften Mutter in der achten folgt die trauernde Maria Magdalena vor dem Gekreuzigten kniend, in der neunten und vorletzten Station.

In der letzten Station sehen wir Christus im Grabe. Über der plastischen Grabesdarstellung zeigt eine Wandmalerei die Grablegung Christi mit Nikodemus, Joseph von Arimathäa, Maria, Maria Salome und Maria Magdalena.



Fragment vom Kulmgipfel:
Torso einer Maria Magdalena

Literaturhinweise:

Gottfried Allmer, 600 Jahre Puch bei Weiz. Puch 1986, S. 109 – 120.

Titus Lantos, Kulm – Zentrum der Urzeit – Berg des Glaubens. Pischelsdorf 1990.

Sepp Walter, Steirische Bräuche im Laufe des Jahres. Trautenfels 1997, Bild S. 168.

Norbert Allmer, Einsiedler und Einsiedlerinnen in der Steiermark. (theol. Diss.) Graz 2001, S. 313 – 319.

Sakralkunst bringt Kulturtouristen ins Apfelland

Die Tourismusregion Apfelland-Stubenbergsee hat viel zu bieten. Neben den Hauptattraktionen Stubenbergsee, Apfelstraße und Tierwelt Herberstein, die zusammen jährlich rund 500.000 Besucher anziehen, sind es in zunehmendem Maße auch die Kulturgüter, wegen der kulturell interessierte Menschen vor allem außerhalb der Haupturlaubszeit kommen. Sie besichtigen vorwiegend die vielen Burgen und Schlösser, die als „Schlösserstraße“ gemeinsam vermarktet werden.

Um auch die sakralen Kunstwerke der Öffentlichkeit entsprechend ihrer Bedeutung präsentieren zu können, hat der Tourismusverband das Projekt „Kulturtourismus“ ins Leben gerufen. Unterstützt von EU, Bund und Land Steiermark hat es Platz in der „LEADER-Aktionsgruppe Zeitkultur - Oststeirisches Kernland“ gefunden. Dort unterstützen die Mitgliedsgemeinden jene Aktivitäten, die die vorhandenen Grundlagen soweit aufbereiten, dass sie besser wirtschaftlich genutzt werden können und Auswirkungen auf die regionale Entwicklung haben.

In diesem Sinne sind die sakralen Kostbarkeiten, die vor Jahrhunderten errichtet und mit viel persönlichem und finanziellem Einsatz durch Bevölkerung, Kirche und Gemeinden renoviert und erhalten worden sind, die Basis für eine touristische Aufbereitung und Nutzung.

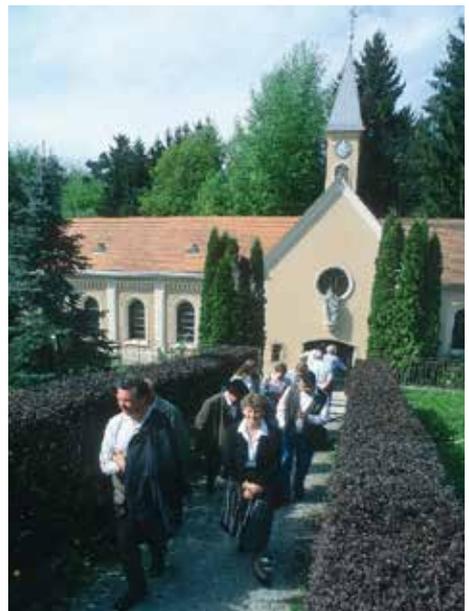
Um den Gästen eine Vielfalt an bekannten und unbekanntem, an großen und kleinen Kirchen mitsamt ihren Glocken und Orgeln präsentieren zu können, wurde das Pöllauer Tal mit einbezogen. So umfasst das Projekt von Anger bis Pischelsdorf und von Blaindorf bis Pöllauberg insgesamt zwölf Kirchen.



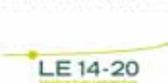
Pfarrkirche Pöllau, im Hintergrund Wallfahrtskirche Pöllauberg

Ziel ist es, mit einem hochwertigen Magazin, mit umfangreichen Marketingmaßnahmen und mit „Orgelwanderungen“ die Kirchen und ihre Kulturschätze der Öffentlichkeit, insbesondere den Urlaubsgästen näher zu bringen. Dafür wird ein besonderes Hilfsmittel, werden sogenannte „Audioguides“ eingesetzt. Was viele Museen schon lange haben, nämlich Führungen mit einer Art „Hörapparat“, wird im ApfelLand-Pöllauer Tal mit den Smartphones der Besucher möglich werden. Einbegleitet mit dem jeweiligen Glockengeläut wird eine Kirchenführung von einem Orgelstück begleitet und mit Bildern ergänzt. Die Firma „Hearonymus“, die für alle namhaften Museen und Kulturstätten tätig ist, ist Marktführer in Österreich und wird die Bilder, Klänge und Texte zu elektronischen Führungen verarbeiten. Wer für das Kunsthaus Graz, das Haus des Meeres oder das Leopold Museum die App heruntergeladen hat, wird auch auf die Sakralschätze in der Oststeiermark aufmerksam gemacht. Somit können sie im Konzert der Großen dabei sein. Bevor die Tonaufnahmen der Orgelstücke stattfinden können, werden die Instrumente von Orgelbaufirmen gestimmt, um höchste Klangtreue zu gewährleisten. Zwei Kleinorgeln in der Ulrichskirche am Külml und aus der Annakapelle am Pöllauberg werden außerdem sorgfältig restauriert, damit sie gleichfalls für die Aufnahmen verwendet werden können.

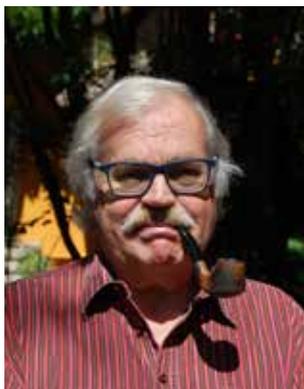
Die beiden Tourismusverbände ApfelLand-Stubenbergsee und Naturpark Pöllauer Tal bringen sich mit Personal und Marketingmaßnahmen massiv in das Projekt mit ein. Entscheidend für das Gelingen ist jedoch der Verein „Sakralkunst Oststeiermark“, der die Experten für die kunsthistorischen Inhalte und Orgeln stellt. Mit Gottfried Allmer kommt einer der führenden österreichischen Kunst- und Orgelhistoriker aus der Region, Josef Hofer als Organist mit internationaler Erfahrung und geprüfte Kirchenführer und Historiker gewährleisten den hohen Standard der Projekthaltigkeit. Zusammen mit den Fachleuten aus den Tourismusverbänden und regionalen Marketingagenturen sollte es möglich sein, mit den Sakralschätzen kulturinteressierte Gäste in die Oststeiermark zu bringen.



MIT UNTERSTÜTZUNG VON BUND, LAND UND EUROPÄISCHER UNION



Autoren



Peter
Meier-Bergfeld

** 1950 in Nachrodt (Nordrhein-Westfalen)
deutscher Journalist und Publizist, Korrespondent
der christlichen Wochenzeitung Rheinischer Mer-
kur in Graz, lebt in St. Johann bei Herberstein*



Gottfried
Allmer

** 1959 in St. Johann bei Herberstein
Kulturschriftsteller, Korrespondent der Histo-
rischen Landeskommission für Steiermark seit
1986. Orgelkurator der Diözese Eisenstadt.*



Josef
Hirt

** 1961 in Hartberg
Geschäftsführer des TV Apfelland-Stubenbergsee.
Gemeinsam mit Mag. Christine Schwetz, GF des
TV Naturpark Pöllauer Tals, ist er Träger des
LEADER-Projektes „Kulturtourismus Apfelland –
Pöllauer Tal“.*



Schloss Herberstein



Sakralkunst Oststeiermark

Stubenberg 5

8223 Stubenberg am See

